

Assimilation oder Segregation?

Integrationschancen ausländischer Arbeitsimmigranten in der Bundesrepublik

Von Hermann Bausinger

Prof. Dr. Hermann Bausinger ist Direktor des Ludwig-Uhland-Institutes für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen.

Was heißt Integration?

Integration – ein Schlagwort. Jeder versteht etwas anderes darunter, und oft genug dient es als beschwichtigende Beschwörungsformel, mit der gesellschaftliche Auflösungsprozesse zugedeckt werden. Tatsächlich ist Integration keine fertige Antwort, die sich bei irgendwelchen Konflikten und Schwierigkeiten abrufen läßt, sondern die Kurzformel für ein sehr kompliziertes Problemfeld. Im folgenden geht es darum, dieses Problemfeld Integration abzustecken – nicht etwa darum, mit Hilfe einer Vorab-Definition Probleme auszugrenzen.

Trotzdem erscheint es notwendig, einige allgemeinere Überlegungen zum Begriff der Integration voranzuschicken. Grundsätzlich ist dieser Begriff der Integration auf ein *Ganzes* bezogen, das *nicht gesprengt* werden soll durch einzelne Teile, das aber diese Teile *auch nicht ab- oder ausstoßen* soll; Integration zielt auf einen *Zustand sozialen und kulturellen Gleichgewichts* innerhalb eines Landes, eines Territoriums, einer sozialen Einheit. Gegen diese Vorstellung von Integration sind verschiedene *Bedenken* vorgebracht worden¹⁾:

- Erstens erinnert das Gleichgewichtsmodell an *Organismusvorstellungen* vom Staat, wie sie seit *Edmund Burke* in der politischen Theorie vorhanden sind; nimmt eine solche Organismusvorstellung biologischen Charakter an wie etwa im rassistischen Volkskonzept des Nationalsozialismus, so führt die Forderung nach Integration gerade zur Ausgrenzung von „Fremdkörpern“. Andererseits vermag ein ganzheitliches Organismusmodell deutlich zu machen, daß alle Teile aufeinander bezogen sind, daß also Veränderungen in einem Bereich im Prinzip Veränderungen auch in allen anderen Bereichen notwendig machen, wenn das Gleichgewicht aufrechterhalten werden soll.
- Zweitens könnte eingewandt werden, daß die Vorstellung Integration als obersten Wert die *Harmonie* innerhalb einer Gesellschaft setzt, möglicherweise auf die Gefahr hin, daß diese Harmonie *mit repressiven Mitteln* aufrechterhalten werden muß. Der Politikwissenschaftler *Karl W. Deutsch* sieht Integration dann gegeben, wenn das Bewußtsein der Gemeinsamkeit und das institutionelle Netz einer Gesellschaft stark genug sind, langfristig verlässliche Erwartungen auf „friedlichen Austausch“ unter der Bevölkerung zu garantieren²⁾. Ein solches Konzept wirft das Problem auf, ob etwa die Teile der Bevölkerung, denen das Bewußtsein der Gemeinsamkeit abgeht, institutionell in die Integration gezwungen werden

dürfen. Wo von Integration die Rede ist, sollte also grundsätzlich die negative Möglichkeit der Zwangsintegration mitbedacht werden.

- Drittens schließlich, und dies hängt eng mit den beiden ersten Punkten zusammen, scheint die Vorstellung vom Gleichgewicht innerhalb einer Gesellschaft an einem *statischen* Modell festgemacht, dem jeglicher kultureller oder sozialer Wandel fremd ist. *Ralf Dahrendorf* hat sich auf der Linie solcher Kritik gegen die lähmende Vorstellung vollständiger und fortdauernder Integration gewandt und die Bedeutung von Konflikten herausgestellt³⁾. Andererseits bezeichnet das Stichwort Integration ja gar nicht primär einen auf Dauer gestellten *Zustand* der Integriertheit, sondern einen *Prozeß*, der lediglich auf den Fluchtpunkt solcher Integriertheit zielt. Es geht um Schritte in die richtige Richtung, um *Integrationschancen*.

Von Integration kann dann gesprochen werden, wenn die *strukturellen Voraussetzungen für die Entfaltungsmöglichkeiten aller Mitglieder der Gesellschaft auf möglichst allen wesentlichen Feldern des Lebens* geschaffen sind – für Entfaltungsmöglichkeiten, die nicht zerstörend auf die der anderen wirken. Integriert sein heißt für den einzelnen: etwas gelten, sich nicht ständig rechtfertigen müssen, in dem Ausmaß fraglos akzeptiert sein, wie es die anderen Gesellschaftsmitglieder sind. Damit ist aber schon angedeutet, daß es *verschiedene Grade* von Integration und *verschiedene Wege* zur Integration gibt. Davon soll, mit dem Blick auf die ausländischen Arbeitsimmigranten in der Bundesrepublik, die Rede sein.

Historische Erfahrungen . . .

Die historischen Erfahrungen mit Zuwanderungen ausländischer Arbeiter – oder, allgemeiner gesprochen: fremder ethnischer Gruppen – in einzelne Regionen und Länder bilden dabei eine gewisse Vorgabe. Verschiedentlich wurden von den Prozessen vollzogener Integration *nachträglich* Makromodelle von Integration abgezogen, in denen die allmähliche, etappenweise Annäherung an den Zielzustand nachgezeichnet wird. Schon die populären Erinnerungen an große Wanderungsbewegungen gerinnen oft zu solchen Modellen. So wurde die Einwanderung *deutschsprachiger Kolonisten* in die unbewirtschafteten Landstriche des *europäischen Südostens* von

¹⁾ Vgl. die theoretische Diskussion bei Robert Cooley Angell: *Social Integration*. In: *IESS* 7, S. 380–386.

²⁾ Karl W. Deutsch u. a.: *Political Community and the North Atlantic Area*. International Organization in the Light of Historical Experience. Princeton 1957, S. 5.

³⁾ *Soziale Klassen und Klassenkonflikte in der Industriegesellschaft*. Stuttgart 1957.

den Nachkommen in der Formel zusammengefaßt: Für die ersten der Tod, für die zweiten die Not, für die dritten das Brot. Solche Dreierfolgen – Stufenmodelle mit aufsteigender Tendenz – bestimmen auch einen Großteil der *amerikanischen* Immigrationsanalysen. So wird etwa nachgewiesen, daß der Eingliederungsprozeß einsetzt mit der *wirtschaftlichen* Integration, daß darauf die *soziokulturelle* und schließlich die *rechtliche* Integration folgen⁴⁾. Oder der Prozeß wird – der zitierten donauschwäbischen Redensart vergleichbar, wenn auch weniger dramatisch! – in *Generationsstufen* dargestellt: In der ersten Generation dominiert das Fremdheitserlebnis, die Erfahrung des Kulturschocks führt zur Betonung der ethnischen Besonderheit und unterstreicht damit die Minderheitensituation; in der zweiten Generation kommt es zu zahlreichen Konflikten und zu untauglichen Anpassungstendenzen; in der dritten Generation vollzieht sich dann „die ‚gekonnte‘ Übernahme der Verhaltensmuster des Einwanderungslandes“⁵⁾.

... und daraus abgeleitete Zielvorstellungen

Diese Formulierung läßt den Schluß zu, daß eine ohne Brüche und möglichst ohne Rückstände vollzogene, eben eine „gekonnte“ Anpassung als ideales Ergebnis gesehen, daß Integration also weitgehend als *Assimilationsprozeß* verstanden wird. Es ist schwer zu entscheiden, ob dies in den tatsächlichen Bedingungen der damaligen Migrationen begründet ist, also in der eindeutigen Dominanz der amerikanischen Kultur und in dem vielfach auch für die Zuwanderer gültigen optimistischen Glauben an den *American way of life*. Jedenfalls präsentiert sich Integration vor allem in der älteren amerikanischen Forschungsliteratur ganz überwiegend als Einfügung, Einpassung der Fremden in eine im Prinzip unveränderte Gesamtstruktur; und wenn gelegentlich von der ‚Zufuhr neuen Blutes‘ oder vom Zugewinn an kultureller Vielfalt die Rede ist, so handelt es sich meist nur um freundliche Metaphern, nicht um Hinweise auf tiefgreifende Änderungen.

Gegen diese Gleichsetzung von Integration und Assimilation gibt es aber in jüngster Zeit erheblichen Widerstand. In Nordamerika bezeichnet das 1963 erschienene Buch *Beyond the Melting-Pot* von Nathan Glazer und Daniel Patrick Moynihan einen Wendepunkt. Man erkannte, daß das Bild einer einheitlichen amerikanischen Kultur weder der Realität noch vernünftigen Zielvorstellungen entsprach. Man wollte und feierte *the new ethnicity*, sah die verschiedenen Ethnien als Gliederungs Momente einer uneinheitlichen, bunt zusammengesetzten, angeblich durch bestimmte Konsensannahmen zusammengehaltenen Gesellschaft. Während vorher *integration* und *insulation* als unvereinbare Gegensätze gegolten hatten⁶⁾, hieß das neue Modell *integration by insulation*. Der Eingliederungsoptimismus war damit zwar gebremst, aber nicht gebrochen; nur orientierte er sich jetzt nicht mehr an den *einzelnen* Immigranten, sondern an segregierten *ethnischen Gruppen*.

Die ethnische Kolonie als Auffangstellung

Auf diesen Wandel der amerikanischen Auffassung wird deshalb so ausführlich hingewiesen, weil sich in der *jüngsten deutschen Diskussion* eine ähnliche Tendenz abzeichnet – wobei nicht auszuschließen ist, daß es sich teilweise auch um einen Reflex der amerikanischen Theorien handelt. Zunächst wurde das ‚Eingliederungs‘problem in der Bundesrepublik nicht sehr heftig diskutiert – und wenn, dann unter dem Aspekt „temporärer Akkulturation“⁷⁾, das heißt, es wurden Anpassungsprozesse registriert und beschrieben, die aber als *vorübergehend* und *folgenlos* betrachtet wurden, da die Rückkehr der ‚Gastarbeiter‘ programmiert schien. Mit größerer Eindringlichkeit wird das Integrationsproblem erst behandelt, seit klar geworden ist, daß es sich auf jeden Fall um eine *Einwanderung* handelt, daß zwar innerhalb der Bevölkerungsgruppen Verschiebungen eintreten und auch ein gewisser Austausch stattfindet⁸⁾, daß aber jedenfalls ständige ausländische Minoritäten in der Bundesrepublik bleiben werden.

Wo die Einsicht in dieses Faktum mit einer wenigstens wohlwollenden Haltung gepaart ist, steht heute im allgemeinen nicht der Assimilationsgedanke im Vordergrund, sondern eine *ethnische Lösung*: Integration nicht als Frage der Einpassung und Anpassung von einzelnen, sondern als eine Frage der Akzeptanz ethnischer Minderheiten in ihren jeweiligen sonderkulturellen Formen und ihren eigenen Gruppenstrukturen. *Friedrich Heckmann* hat in diesem Sinne

beispielsweise auf das Konzept der „Kolonie“ hingewiesen⁹⁾. Er übernimmt den Begriff von der Bezeichnung amerikanischer Einwandererkolonien, versteht ihn aber typologisch, so daß er auch auf die relativ geschlossene Ansiedlung ethnischer Gruppen bei uns angewandt werden kann. In solchen Kolonien sieht *Friedrich Heckmann* unentbehrliche Brückenstationen. Im Blick auf die Zuwanderer aus der äußersten südlichen und vor allem südöstlichen Peripherie Europas ist gesagt worden, sie hätten 2000 Kilometer und ein Jahrhundert zu überbrücken¹⁰⁾. Denkt man an die Strecke bis ins Innere Anatoliens und an die dort herrschenden vorindustriellen Verhältnisse, dann sind beide Angaben noch untertrieben. Jedenfalls handelt es sich um *gewaltige kulturelle Entfernungen*, zumal die Immigranten ja nicht nur aus Ländern der Peripherie, sondern auch innerhalb der Entsendeländer oft aus den rückständigsten Regionen kommen. Die Migration droht traditionelle Sozialfiguren (beispielsweise das Leben im ‚Clan‘, in der Großfamilie) und Kulturformen zu zerschlagen – die Kolonie aber schafft eine Auffangstellung.

Dabei handelt es sich jedoch *nicht um die Fest- und Fortschreibung der alten Verhältnisse*, die in der neuen Umgebung nicht durchzuhalten sind; die Kolonie bietet vielmehr den *Rahmen einer neuen Synthese*. Sie beruht einerseits auf der Fortdauer oder Rekonstruktion von sozialen und kulturellen Systemen der Herkunftsgesellschaft; andererseits stellt sie eine Antwort dar auf Bedingungen und Bedürfnisse, die in der Einwanderungssituation entstanden¹¹⁾. Um ein Beispiel zu nennen: die Vorbeter und andere Vertrauensleute türkischer Arbeiter beraten (und kontrollieren) diese einerseits in traditionellen Fragen der Erziehung, des Zusammenlebens der Geschlechter etc.; sie müssen sich aber auch neuen Fragen – wie etwa der nach dem Umgang mit Medikamenten, in denen Alkohol enthalten ist – stellen, und sie sorgen in diesen Bereichen für die Normierung neuer Verhaltenszumutungen¹²⁾.

Die Kolonie – so die Annahme – bildet jedenfalls ein stabilisierendes System. Sie garantiert den Fortbestand der sozialen Kontrolle, was für den einzelnen Einschränkung, aber auch Verhaltenssicherheit bedeutet; sie garantiert psychische Gesundheit, die bei starker Desintegration gefährdet ist; und sie strukturiert den alltäglichen Lebensbereich, indem sie Gewohntes anbietet – von heimischen Nahrungsmitteln im türkischen Tante-Emma-Laden bis zu kulturellen Aktivitäten in vereinsähnlichen Zusammenschlüssen.

Doch werden durch eine solche Ghettobildung nicht auch Barrieren verfestigt?

So weit so gut. Das Modell „Kolonie“ entspricht einer heute unter den Deutschen weit verbreiteten Einstellung: Die Türken wollen keine Deutschen werden – ich will auch nicht, daß die Türken Deutsche werden. Allerdings ist die Frage, was mit ihnen (und mit ihnen) zu tun ist und wie man mit ihnen umgehen sollte, damit nicht beantwortet, und die Einstellung verbindet sich ja auch keineswegs immer mit optimistischen Zukunftsplänen. Und es gibt durchaus Gegenpositionen, die hier wenigstens angedeutet werden sollen: Vor kurzem veröffentlichte der Franzose *Claude Meillassoux* einen

⁴⁾ Vgl. W. D. Borrie: *The Cultural Integration of Immigrants*. 1959, sowie den knappen Überblick bei Ina-Maria Greverus: *Auswanderung und Anpassungsbarrieren. Hypothesen zur Integration von Minderheiten*. In: G. Wiegelmann (Hg.): *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert*. Göttingen 1973, S. 204–218; hier S. 210. Zu fragen ist, ob in ausgeprägten Rechtsstaaten die legale Integration nicht grundsätzlich der soziokulturellen vorangehen müßte.

⁵⁾ Greverus (wie Anm. 4) unter Bezugnahme auf Oscar Handlin: *The Uprooted. The Epic Story of the Great Migrations that made American People*. New York 1951, und John Kosa: *Land of Choice. The Hungarians in Canada*. Toronto 1957.

⁶⁾ Vgl. R. C. Angell (wie Anm. 1), S. 382.

⁷⁾ So der Untertitel bei Halli Nammann: *Türkische Arbeiter in Münster*. Ein Beitrag zum Problem der temporären Akkulturation. Münster 1978.

⁸⁾ Entgegen gängigen Parolen wiesen nach Auskunft des Statistischen Landesamts gerade die wichtigsten Rekrutierungsländer 1981 eine negative Wanderungsbilanz auf: Es ist richtig, daß etwa 23000 Italiener neu nach Baden-Württemberg zugezogen oder „nachgezogen“ sind; aber im gleichen Zeitraum kehrten über 28000 zurück. Es ist richtig, daß etwa 18600 Türken in das Bundesland kamen; aber nicht weniger als 19300 wanderten ab.

⁹⁾ Die Bundesrepublik: Ein Einwanderungsland? Zur Soziologie der Gastarbeiterbevölkerung als Einwandererminorität. Stuttgart 1981; vgl. S. 131 f. passim.

¹⁰⁾ „Der Weg an den deutschen Arbeitsplatz läßt sich nach Kilometern messen, aber er führt zugleich durch einen geschichtlichen Raum, der dem nach Deutschland Reisenden völlig unbewußt bleibt, weil ihm alle Kenntnisse und Erfahrungen mangeln, die dieses ‚fehlende‘ Jahrhundert in den nordeuropäischen Ländern gebracht hat.“ Otto Uhlig: *Die ungeliebten Gäste. Ausländische Arbeitnehmer in Deutschland*. München 1974, S. 52.

¹¹⁾ Heckmann (wie Anm. 9), S. 184.

¹²⁾ Zahlreiche Beispiele dafür wurden von Hüseyin Tercan u. a. auf einem Fortbildungskolloquium der Universität Tübingen und der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg zum Thema „Ausländer in der Bundesrepublik Deutschland“ am 25. und 26. Juni 1982 beigebracht.

Aufsatz mit dem Titel: „Gegen eine Ethnologie der Arbeitsmigration in Westeuropa“¹³). *Meillassoux* geht von einer Beobachtung aus, die er in Frankreich machte: Während die Unternehmer „in den Wohnheimen die Leute nach ethnischen Kriterien zusammenzufassen suchten, taten sie am Arbeitsplatz das genaue Gegenteil: Arbeiter aus dem gleichen Herkunftsland wurden voneinander getrennt.“ Daraus leitet er seinen zentralen Vorwurf ab: Wenn die Arbeitseinziger in ihre Ethnizität eingebunden werden, so sei dies eine Politik der Nichtintegration – sie blieben gebrandmarkt als Fremde. Die Einheimischen gäben vor, ihre Kultur zu schützen, ließen sie aber eben dadurch in ihrer schlechten Lage und verweigerten ihnen die Solidarität der Arbeiterklasse.

Auch wer der Argumentation im ganzen nicht zustimmt, wird einräumen, daß es gegenüber den Ausländern so etwas wie eine *beschwichtigende Folklorismushaltung* gibt: Laßt ihnen ihre Kultur, solange (vielleicht sogar: damit) sie nicht die besseren Plätze beanspruchen. Es ist offenkundig, daß die Schwierigkeiten ausländischer Zuwanderer ja keineswegs nur ethnisch-kulturell bedingt sind, sondern daß sie auch mit ihrer Position in der untersten Arbeiterschicht zusammenhängen. Dies könnte durch ein ausgeprägt ethnisches Konzept in Vergessenheit geraten.

Wie relativ das Prinzip ethnischer Anerkennung ist, geht auch aus den Memoranden der *Eidgenössischen Konsultativkommission für das Ausländerproblem* (EKA) hervor. In einem „Konzept zum Ausländerproblem“, das 1973–1975 erarbeitet wurde, heißt es, der Ausländer solle „ein in menschlicher und gesellschaftlicher Hinsicht ebenbürtiges Mitglied unserer Gesellschaft werden, sich bei uns heimisch fühlen können, ohne deswegen seine angestammte kulturelle Eigenart verlieren zu müssen“. Wenige Jahre später, 1978, wird in einem Bericht der EKA definiert: unter ‚Eingliederung‘ sei „die Aufnahme der Ausländer in unsere Gemeinschaft und der Wille der Ausländer zu verstehen, sich in unsere gesellschaftliche Ordnung einzufügen, ohne deswegen ihre angestammte kulturelle Eigenart und Staatszugehörigkeit preiszugeben“: das Prinzip ebenbürtiger Anerkennung ist auf dem abschüssigen Weg zu zwangswiseher Anpassung¹⁴).

Ein zweites Argument gegen das Segregationskonzept der Kolonie hängt eng damit zusammen: Was positiv als Stabilisierungsmoment betrachtet werden kann, errichtet und verfestigt andererseits Barrieren. Anpassungsanstrengungen können so verhindert oder behindert werden. Die „starke Primärgruppenbindung“ der nach Amerika eingewanderten Süditaliener erwies sich als Hindernis bei Eingliederungsversuchen¹⁵ – und diese Bindung an die Primärgruppe war im allgemeinen nicht die Antwort auf die Isolation dieser Gruppe, sondern sie kam zustande durch die Einbettung in ein ethnisch homogenes Gefüge.

Geht man vom Konzept gesellschaftlicher Integration über die Einwandererkolonie aus, erhält auch der *Begriff des Ghettos* eine positive Färbung: Ghetto als „eigenständige sozial-kulturelle Organisation der Minorität“¹⁶). Die negative Seite tritt dabei – möglicherweise zu schnell und zu weit – zurück. Werden die positiven Momente der durch Segregation erzeugten Homogenität und Stabilität unterstrichen, so vergißt man leicht, daß es sich um *Wohnbezirke* minderer Wohnqualität handelt und daß ganz generell das Pochen auf die ethnische Eigenart wichtige Möglichkeiten ausschließt. Auch im *Schulbereich* würde der vollständige Rückzug auf ein ethnisches Konzept ja doch Unterschiede in den Bildungschancen von vornherein festschreiben.

Jedenfalls ist es unter diesem Aspekt verständlich, wenn im sogenannten *Kühn-Memorandum* von 1979 das Ende aller „Doppelstrategien“ und die Aufhebung aller segregierenden Maßnahmen gefordert wird. Auch in der Wohnungspolitik ist man – in der Theorie freilich mehr als in der Praxis – vom Konzept getrennter Wohnquartiere für Ausländer abgekommen. Im „Integrierten Endbericht“ des *Forschungsverbands Probleme der Ausländerbeschäftigung* heißt es: „Die Neigung, die Wohnungssuche auf einen bestimmten Teil des Wohnungsangebotes zu beschränken, beruht neben der mangelnden Information über das Wohnungsangebot und der Inanspruchnahme von Landsleuten, die bereits in ‚Ausländergegenden‘ wohnen, als Informanten sehr stark eben auch auf bestimmten Erwartungen über die Reaktion der deutschen Vermieter und Nachbarn, die die Suche nach qualitativ gut ausgestatteten Wohnungen wenig aussichtsreich erscheinen läßt. Die daraus zum Teil folgende Segregation der ausländischen Arbeitnehmer und die damit verbundenen Merkmale (wenig Kontakt zu Deutschen, schlechtere Sprachkenntnisse, starke Orientierung auf die eigene ethnische Gruppe usw.) behindern den Assimilationsprozeß in allen Lebensbereichen. – Die Beseitigung bzw. Verhinderung der Konzentration gehört deshalb zu den wesentlichen Aufgaben einer aktiven Integrationspolitik. Hier ist

an eine systematische Beobachtung der Bevölkerungsbewegungen in gefährdeten Wohngebieten, die eine rechtzeitige Beeinflussung des Segregationsprozesses erst möglich macht, eine gründliche Beratung der ausländischen Wohnungssuchenden, eine gewisse Steuerung des Wohnungsangebotes für ausländische Arbeitnehmer durch die Kommunalverwaltung zu denken.“¹⁷)

Die räumliche Abgrenzung ist auch eine Aussperrung von Problemen – allerdings nicht auf lange Sicht

Schließlich ist zu fragen, ob das Pochen auf die ethnische Eigenart nicht eine aktualistische Reaktion ist ohne rationale Zukunftsperspektive. Räumliche Abgrenzung und ethnische Fixierung bedeuten doch auch eine Abgrenzung und Ausgrenzung von Problemen. Dabei ist nicht nur an die bereits erwähnte beschwichtigende Funktion im Arbeitskampf zu denken, sondern auch an die kulturelle Alltagsproblematik. Ist, so wäre zu fragen, die Definition (die Eingrenzung) der Ausländer als Türken, als Griechen, als Italiener usw. nicht auch der ängstliche Versuch, mit dem unverstandenen und gefürchteten Fremden fertig zu werden? Werden Konflikte so wirklich bewältigt und nicht nur beiseite geschoben und damit verzögert? Die dadurch erzeugten Probleme sind praktisch mit dem Stichwort „zweite Generation“ verbunden. Es ist nicht zu erwarten, daß diese sich ein- und ausgrenzen läßt; so muß mit Zusammenstößen gerechnet werden, in denen die Versäumnisse gegenüber der ersten Generation mit ausgetragen werden.

Wovon hängen die Integrationschancen ab?

Ina-Maria Greverus hat vor einiger Zeit die einschlägigen amerikanischen Untersuchungen zu diesen Problemen analysiert und die Ergebnisse dann auf unsere Problematik übertragen – mit aller Vorsicht. Trotzdem ist ihr Befund eindeutig: Die Integrationschancen sind nach ihrer Auffassung um so geringer, „je geringer die Bildung und die Bildungschancen des Einwanderers sind; je abweichender vom Einwanderungsland die Einstellungen und je größer die wechselseitigen Vorurteile sind; je stärker die Rückkehrorientierung ist“. An erster Stelle aber nennt sie genau die Gründe, die hier erörtert werden: „Je stärker der Auswanderer von seiner Ausgangsgesellschaft institutionalisiert ist und wird (Glaubensgemeinschaften, nationalpolitische Gruppen, Vereine, Familienclane, eigene Bildungsstätten, ethnisch strukturierte hierarchische Arbeitsgruppen u. ä.).“¹⁸) Freilich sind wir damit wieder an einem Punkt angelangt, wo es zu fragen gilt: Was ist eigentlich mit Integration, mit Integrationschancen gemeint? Wo argumentiert wird wie bei *Ina-Maria Greverus*, aber auch im *Kühn-Memorandum* oder in dem zitierten Endbericht, wird stillschweigend oder auch explizit die Voraussetzung gemacht, daß die Identität des Menschen, seine Übereinstimmung mit sich selbst und seiner Umwelt, nicht abhängig ist vom traditionellen ethnischen Reservoir, an das der einzelne angeschlossen ist, daß diese Identität vielmehr primär bestimmt wird durch Entfaltungschancen, durch uneingeschränkte Zielvorgaben, durch menschenwürdige Verhältnisse. Dieser Maßstab kann zu der Einschätzung führen, daß für den Arbeitsmigranten Identität allein durch Anpassung zu gewinnen ist.

Die Annahme einer ethnischen Identität . . .

Dieser Auffassung steht das Konzept „ethnischer Identität“ entgegen, von der gerade in den letzten Jahren sehr viel die Rede ist. Sieht man beispielsweise die Programmschriften und Diskussionspapiere der Kulturkommissionen der UNESCO durch, so stellt man schnell fest, daß „ethnische Identität“, „kulturelle Identität“ und auch das verwandte „endogene Kultur“ zu den meistgebrauchten Wertbegriffen dieser Abhandlungen gehören. Einige kritische Anmerkungen zu diesen Begriffen sind deshalb angebracht.

¹³) In: Jochen Blaschke, Kurt Greussing (Hg.): „Dritte Welt“ in Europa. Probleme der Arbeitsmigration. Frankfurt/M. 1980, S. 53–59; vgl. vor allem S. 57.

¹⁴) Vgl. Autorengruppe für eine fortschrittliche Ausländerpolitik: *Basta! Fremdarbeiter* in den 80er Jahren. Ein Lesebuch. Zürich 1980, S. 235f.

¹⁵) Vgl. Greverus (wie Anm. 4), S. 214.

¹⁶) Heckmann (wie Anm. 9), S. 209.

¹⁷) Forschungsverband „Probleme der Ausländerbeschäftigung“: *Integrierter Endbericht*, Juli 1979, S. 75.

¹⁸) (wie Anm. 4), S. 216.

Schon der Begriff „ethnisch“, der sich auf Gemeinsamkeiten der Abstammung und des Kulturerbes bezieht, ist *relativ vage*. Diese Vagheit wurde sogar ausdrücklich als Vorzug herausgestellt, vor allem im Vergleich mit dem pseudoexakten Begriff der „Rasse“, der naturwissenschaftliche Präzision vorgibt¹⁹⁾, oder dem der Nation, der vom Kulturellen wegführt ins Politische, manchmal ins Politbürokratische. Aber es ist doch eine Hypothek des Begriffes, daß seine Reichweite und Treffgenauigkeit sehr verschieden sein können – insbesondere dann, wenn die Bestimmung „ethnisch“ mit dem ebenfalls nicht sehr präzise konturierten Begriff der Identität verbunden wird.

Dieser Begriff der Identität entfaltet nur dann seinen vollen Sinn, wenn er auf eine *einzelne Person* bezogen wird. Dieser notwendige Rückbezug aufs Individuum, der in dem Begriff angelegt ist, stellt in allen Verwendungsweisen des Begriffes eine wichtige Konnotation dar: die Situation des einzelnen und seine kulturellen Möglichkeiten und Ziele können nicht einfach ausgeklammert werden. Es geht, wo von ethnischer Identität die Rede ist, immer auch um die kulturelle Selbstbestimmung der Individuen.

Aber diese Verbindung zwischen ethnisch-kultureller Identität und kultureller Selbstbestimmung erweist sich bei näherem Zusehen als ziemlich kompliziert. Wäre die Selbstbestimmung des Individuums das einzige Ziel, dann könnte dies auch so ausgedrückt werden, dann wäre die Formel von ethnischer oder kultureller Identität entbehrlich. Die Aufgabe bestünde dann darin, dem einzelnen durch eine liberale Kulturpolitik möglichst viel Spielraum für die Verwirklichung seiner kulturellen Vorstellungen zu gewähren. Mit dem Begriff der ethnischen oder kulturellen Identität wird dagegen eine *objektive Bindung* hergestellt; er *setzt ein überindividuelles Subjekt voraus*, bezieht sich also nicht auf die diffusen Möglichkeiten und Wünsche der einzelnen Individuen, sondern auf die unterstellte Einheit und Einheitlichkeit einer je bestimmten ethnischen Kultur.

Angesichts des lebhaften kulturellen Austausches und des Angebots globaler massenmedialer Kulturmuster ist nicht auszuschließen, daß sich eine größere Zahl von Individuen von einer Kultur abzuwenden sucht – in diesem Fall besagen die Signalworte „ethnische Identität“, „kulturelles Erbe“, „endogene Kultur“, daß die Kulturkontinuität auch gegen solche manifesten Interessen einzelner oder ganzer Schichten gerettet und gewährleistet werden soll. Was sich in dem vereineheitlichen Begriff der Identität einfach und umfassend darstellt, ist in Wirklichkeit eine sehr schwierige Aufgabe, weil die Bezugsgrößen wechseln können, ja angesichts der Koexistenz und Durchdringung verschiedener Kulturen und Teilkulturen wechseln müssen.

Dies sind allgemeine Bemerkungen. Aber es liegt auf der Hand, daß sie im Blick auf die Ausländerpolitik und die Politik der Ausländer Brisanz und Aktualität gewinnen. Mit Formeln wie „ethnische Identität“ können Definitionsprobleme und notwendige Zielbestimmungen durchaus verschleiert werden. Geht es beispielsweise um *türkische Identität* (und was heißt das?), oder geht es im Einzelfall um die Bewahrung einer *sunnitisch geprägten Kultur*, die schon von der dominierenden Kultur Istanbul sehr weit entfernt war und deren nichturbane Muster hier ohnehin nicht durchzuhalten sind? „Ethnische Identität“ ist eine *Leerformel*, und es ist zu fragen, wer im jeweiligen konkreten Fall über die *Definitionsmacht* verfügt. Am Beispiel von Entwicklungsländern hat *H. C. F. Mansilla* kürzlich gezeigt, daß die Berufung auf die ethnische Identität und der „politisch-kulturelle Autochthonismus“ paradoxerweise oft der Absicherung *zentralistischer Tendenzen* dient, indem kleinere ethnische Gruppen und kulturelle Sonderformen ins Abseits gestellt werden²⁰⁾. Unter dieser Perspektive scheint es durchaus angebracht, auch den Identitäts-Bekundungen einiger südosteuropäischer Völker mit Vorsicht zu begegnen: Auch dort wird nicht selten nationale Identität bzw. die von dominierenden Gruppen geprägte ethnische Identität gegen die tatsächliche ethnische Vielfalt ausgespielt.

... kann nicht von einer Diskussion der Werte beurlauben

Mit der Berufung auf ethnische Identität ist aber noch ein zweites, alltagsnäheres Problem verbunden. Wer sich auf ethnische Identität beruft, bekennt sich zu den mitgebrachten Normen und Verhaltensweisen, ohne in der Regel zu fragen, ob diese in der neuen Umgebung *funktional* und ob sie *moralisch akzeptabel* sind. Das Bekenntnis zum Kulturrelativismus, zum *Eigen-Sinn* jeder Kultur, kann aber nicht von einer Diskussion der Werte beurlauben. Wenn beispielsweise die Mechanismen und manchmal auch Exzesse osmanischer Frauenunterdrückung beobachtet werden – genügt es wirklich, sich auf den Hinweis zurückzuziehen, dies sei ethnisch-kulturell bedingt?

Vor allem muß gefragt werden, ob dies eine verantwortliche Haltung gegenüber der zweiten und dritten Generation ist, die ja doch mehr und mehr in deutsche Institutionen eingebunden ist und so durch Vergleiche und divergierende Verhaltenszumutungen zwangsläufig in eine Krise gestürzt wird. Gewiß gibt es geschmacklose und brutale Eingriffe in die fremde Kultur, in denen sich nichts anderes als diese Herrenmenschen-Mentalität ausdrückt²¹⁾; und es geht wahrhaftig nicht darum, türkischen Frauen die Kopftücher zu verbieten oder den türkischen Mädchen die Bikini-Segnungen aufzuzwingen. Aber das Konzept ethnischer Identität darf nicht beurlauben von der Frage nach übergreifenden (nicht schlechthin ‚menschlichen‘, aber in unserer Gesellschaftsepoche humaneren) Normen und Prinzipien. Vor allem muß mit der Gefahr gerechnet werden, daß der einzelne im ethnischen Kollektiv nicht nur aufgehoben wird, sondern daß er ihm in seiner wirklichen Identität auch geopfert werden kann.

Lösungen nicht durch theoretische Gewaltakte, sondern durch eine sensible Praxis

All dies sind Überlegungen, die nicht auf eine rasch zu umschreibende und rasch zu verwirklichende Lösung hinführen, die vielmehr gängige Schlagworte und auch Lösungskonzepte problematisieren. Es gibt in dieser komplizierten Situation sicherlich keine widerspruchsfreien Rezepte, es gibt keine Generallinie der Integration. Aber es können immerhin *einige Prinzipien* herausgestellt werden. Mit dem Begriff der *ethnischen Identität*, der etwas schlechthin Bestimmendes im Hintergrund des individuellen Handelns suggeriert, sollte *zurückhaltend* umgegangen, die einzelne Person sollte nicht aus dem Auge verloren werden. Es geht nicht um Kollektive, sondern um Glück oder Unglück einzelner Individuen.

Die Kontroverse: Segregation oder Assimilation ist meines Erachtens nicht durch einen theoretischen Gewaltakt zu lösen, sondern durch eine sensible Praxis, welche die Vor- und Nachteile abwägt und insbesondere auch die ganz verschiedenartigen Bedingungen berücksichtigt. Nicht im Sinne von Gesetzmäßigkeiten, aber im Sinne von Trendanzeigen kann auf einzelne Variable verwiesen werden, welche die Lösung des Problems in der einen oder anderen Richtung nahelegen.

So scheint der *Herkunftsbereich* bis zu einem gewissen Grad bestimmend für den Weg, der gegangen wird. Dies gilt sowohl in bezug auf die *geographische* wie auf die *soziale Herkunft*. Ein großer Teil der hier ansässigen *Türken* ist aus Istanbul zugewandert; aber nur ein sehr kleiner Teil ist dort wirklich zu Hause. Alle anderen sind zunächst aus den unterentwickelten Regionen der Türkei aufgebrochen in die Hauptstadt, haben dort ihr Glück versucht und sich dann nach einiger Zeit auf den sehr viel weiteren Weg nach Deutschland gemacht²²⁾. Es ist naheliegend, daß diese Menschen – wie etwa die Kurden aus Ostanatolien – sehr viel weiter von den deutschen Verhältnissen entfernt sind als Türken, die bereits zu Hause einer nachhaltigen Urbanisierung unterworfen waren. Sie bedürfen deshalb auch eher eines abschirmenden Horizonts, identitätssichernder Räume – für sie dürfte der Weg zu einer sinnvollen Integration am ehesten über das Ghetto – soll heißen: über einen mit Landsleuten geteilten Wohn- und Freizeitbereich – führen.

Aber auch die *soziale Herkunft* beeinflusst die Möglichkeiten der Integration. Für Angehörige der *Mittelschichten* ist es leichter, einen Weg der partiellen Assimilation zu gehen, um ihre Chance wahrzunehmen. Die im Vordergrund stehende *Aufstiegsgegnung* führt dazu, daß die Chancen am neuen Ort sorgfältig diagnostiziert werden – und dabei kann die Einsicht nicht ausbleiben, daß ein großer Teil dieser Chancen nur in unmittelbarer Nachbarschaft zu Deutschen greifbar ist. Dies kann ganz wörtlich genommen werden: Gute Wohnlage und Wohnquartiere werden im allgemeinen von Deutschen besetzt gehalten; es gilt aber auch im weiteren Sinne: nur wer sich beispielsweise voll auf das deutsche Schulsystem einläßt, gibt seinen Kindern eine gewisse Chance für den Weg in höhere Berufe.

¹⁹⁾ So bei A. Montague: *The Concept of Race*. Glencoe, London 1964, S. 25; vgl. Heckmann (wie Anm. 9), S. 251.

²⁰⁾ Kollektive Identität und Ökologie in Lateinamerika. In: *Das Argument* Bd. 130/1981, S. 823–837.

²¹⁾ Vgl. Gernot Müller-Serten: *Wie man einem Moslem Bier einflößt. Unzählige Beispiele banaler Brutalität auf einem Fachkongreß des Deutschen Städtetages*. In: *Stuttgarter Zeitung* vom 25. Oktober 1980, S. 3.

²²⁾ Am Ludwig-Uhland-Institut beginnt demnächst ein Forschungsprojekt „Orientierungsmuster ausländischer Arbeiterfamilien im Migrationsprozeß“, in dem gerade auch die Bedeutung der türkischen Binnenwanderungen für die Situation hiesiger Arbeitsimmigranten untersucht wird.

Eine andere wichtige Variable ist der *Aufnahmeort*. Einige kleinere Untersuchungen²³⁾ haben gezeigt, daß Ausländer in *Dörfern* – zumal dann, wenn ihre Zahl nicht zu groß ist – eher Assimilations- und Aufstiegschancen wahrnehmen können. Es gibt Einzelbeispiele, in denen ausländische Familien innerhalb eines Zeitraums von ein bis zwei Jahrzehnten vom äußersten Randbereich (Indiz: das Wohnen im halbverfallenen, von der einheimischen Dorfbevölkerung längst aufgegebenen Armenhäuschen) bis ins Zentrum dörflicher Kommunikation (Indiz: Eigentumswohnung und Vereinsmitgliedschaften) vorgezogen sind. In den *Städten* scheint sowohl die partielle Loslösung von den mitgebrachten Kulturmustern wie das Eindringen in die eigentlichen gesellschaftlichen Einflußsphären schwieriger. Am ehesten noch scheinen Formen ‚nicht-integrierter Assimilation‘ möglich: einzelne Familien ziehen beispielsweise in bessere Wohnviertel, halten nur noch wenig Kontakte zu ihren Landsleuten aufrecht, sind aber realistisch genug, auch zu den neuen Nachbarn relativ wenig Kontakte zu suchen.

Ruth Hermann hat vor einigen Jahren ihre journalistischen Recherchen zur Ausländersituation in Hamburg dazu benutzt, ein Jugendbuch zu schreiben, in dem aus der Sicht eines kleinen türkischen Jungen ein solcher Assimilationsweg geschildert wird²⁴⁾. An dem Büchlein, von dem inzwischen etwa 60 000 Exemplare gekauft wurden, wurde teilweise kritisiert, daß es ein solches Einzelschicksal in den Mittelpunkt rückt, das nicht repräsentativ ist für die Masse der in der Bundesrepublik lebenden Ausländer. *Ruth Hermann* läßt daran auch gar keinen Zweifel: am Ende sagt der Freund des kleinen Erzählers: „In ganz Hamburg gibt es keine türkische Familie, die so ein Glück hat wie wir, vielleicht in ganz Deutschland nicht.“ Aber ist es illegitim, wenn ein solches Einzelschicksal mit aufsteigender Tendenz geschildert wird? Die Frage ist nach meiner Meinung um so

mehr zu verneinen, als *Ruth Hermann* auch auf die Kosten einer solchen Entwicklung aufmerksam macht: es sind nämlich nicht alle Familienangehörigen glücklich: die Mutter ist schrecklich isoliert und weint viel, und auch die anderen leiden darunter, daß die Kontakte zu den Landsleuten immer schwächer werden.

Dies ist gewiß nicht nur Literatur. Auch in der Wirklichkeit werden solche Entscheidungen, mögen sie auch von Zufällen beeinflusst sein, nicht leichtfertig getroffen, und keine der für ausländische Arbeitsmigranten möglichen Entscheidungen ist ohne schwere Hypothesen. Im einen Fall werden Assimilations- und damit auch Aufstiegschancen abgeschnitten; im anderen kommt es zu einer Entfremdung von der eigenen Kultur – es sei denn, den Ausländern mit einem solchen Assimilationsvorsprung wachsen *Vermittlungsaufgaben* zwischen der alten und der neuen Kultur zu.

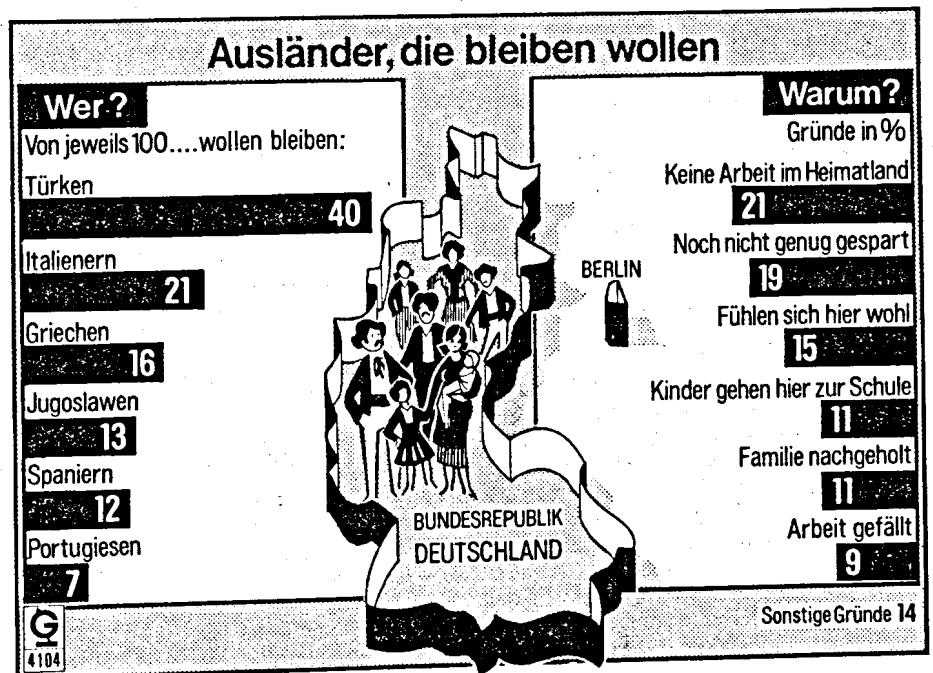
Diese ‚neue Kultur‘ aber ist sicher nicht einfach die deutsche. Integration darf nicht die Einfügung in die dominierende Kultur unter *Selbstaufgabe* sein. Zu den Prinzipien, die in den Wechselfällen der Praxis durchzuhalten wären, gehört sicherlich auch dies, *die eigene Kultur nicht unveränderlich* zu sehen. Für die Ausländer stellt sich diese Forderung oft in aller Schärfe. Sie richtet sich aber auch an die Deutschen, die sicher gut beraten wären, wenn sie in der neuen Situation nach gemeinsamen konstruktiven Antworten suchten. Kulturelle Identität wird nicht dadurch zerstört, daß sie von fremden Elementen unterwandert wird. Sie zerbricht dann, wenn sie nicht in der Lage ist, das Fremde zu verarbeiten und in einer neuen Situation auch neue Formen zu finden.

²³⁾ Durchgeführt von Studierenden des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen im Rahmen eines Seminars zu Wohnformen und Wohnproblemen ausländischer Arbeiter. Vgl. Tübinger Korrespondenzblatt Nr. 22/1982.

²⁴⁾ Wir sind doch nicht vom Mond! Klein-Istanbul an der Elbe. Reinbek 1975.

Jeder vierte denkt nicht an Rückkehr

„Die Bundesrepublik ist kein Einwanderungsland“ – sagt die Bundesregierung. „Ich will bleiben“ – sagt jeder vierte Ausländer. Das ergab eine Repräsentativuntersuchung zur Situation der ausländischen Arbeitnehmer, die das Bundesarbeits- und Sozialministerium durchführen ließ. Das Problem wird noch dadurch verschärft, daß der Anteil derer, die in Deutschland bleiben wollen, bei den Türken mit 40% am höchsten ist. Denn die Türken sind die mit Abstand größte Gruppe und haben zudem die meisten Schwierigkeiten, sich zu integrieren. Die Antworten auf die Frage, warum die Ausländer bleiben wollen oder warum sie die Heimreise aufschieben, zeigen nationale Unterschiede. Der im allgemeinen vorherrschende Grund, die Arbeitslosigkeit im Heimatland, steht bei den Türken nicht an erster Stelle. Sie wollen wie die Jugoslawen erst noch mehr sparen, ehe sie – vielleicht – an Rückkehr denken. Die Portugiesen stellen das Materielle hintan: Von ihnen will jeder dritte aus familiären Gründen bleiben; 23% fühlen sich einfach wohl in der Bundesrepublik. Von den 75%, die zurück in ihre Heimat wollen, kann nur jeder fünfte einen konkreten Zeitpunkt nennen. Jeder zehnte Ausländer will erst



dann nach Hause, wenn er dort soviel verdienen kann wie in der Bundesrepublik. Das kann noch lange dauern. *Globus*